



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Strauß, D. F.: Lessing und Göze.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nur umgehen. Und da die Situation vollkommen klar war, vor der Ernennung der neuen Minister — denn daß das Herrenhaus freiwillig sich fügen würde, haben sie sich doch wohl nicht eingebildet? — so können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es von diesen vielleicht vorsichtiger gewesen wäre, sich vor Annahme ihrer Stelle erst genauer nach den Befehlen Sr. K. Hoheit des Prinz Regenten zu erkundigen, um darüber zu entscheiden, ob dieselben zweckmäßiger durch einfache Beamte oder durch Führer einer Partei ausgeführt werden könnten, die durch ihre Vergangenheit bereits bestimmte Pflichten auf sich genommen.

Was uns betrifft, so war unsere Freude bei jenen Ernennungen mäßiger als bei vielen unserer Freunde, weil wir uns an die beiden Ministerien Camphausen und Auerwald des Jahres 1848 erinnerten, die zwar den besten Willen von der Welt, aber sehr wenig Energie und Thatkraft entwickelt hatten. — Mit einem Wort: die Pflicht der Landesvertretung dem Volk gegenüber ist in Bezug auf den neuen Gesetzentwurf ganz klar vorgezeichnet; die Aussichten, für welche man etwa seine positive Ueberzeugung hingeben könnte, sind ganz schwankend, unklar, wenigstens völlig unabhängig von dem Willen der Landesvertretung; die Frage ist aber so ernst und tief eingreifend, daß auch bei den besten Hoffnungen jede bloße Rücksicht der Opportunität schweigen muß. Danach mögen die Landesvertreter entscheiden. † †

Lessing und Göze.

Johann Melchior Göze. Eine Rettung von Dr. Georg Reinhard Röpe, ordentl. Lehrer an der Realschule des Johanneums zu Hamburg. Mit Porträt und Facsimile. Hamburg 1860. Gustav Eduard Rolte (Herold'sche Buchhandlung). 280 und XIV. S.

Der verdienten Huldigung gegenüber, die besonders wieder in den letzten Jahren in biographischen Darstellungen wie in kritischen Betrachtungen Lessing zu Theil geworden, hat nun auch sein theologischer Widersacher, Johann Melchior Göze, einen Vertheidiger gefunden. Habe doch, sagt Dr. Röpe sehr geschickt, Lessing selbst seine schriftstellerische Laufbahn mit einer Reihe von Rettungen solcher Verstorbenen eröffnet, denen seiner Ansicht nach im Urtheil der Nachwelt Unrecht geschehen, und dieses rettende Bestreben sogar einem Simon Lemnius zu Gute kommen lassen, der gegen eine ihm von Luther angethane Unbill zu vertheidigen war. So handle der in Lessings eigenstem Sinne, der ein von ihm begangenes Unrecht gut mache. Und Unrecht habe Lessing Göze'n gethan. Sei er doch ein sündiger Mensch gewesen wie wir

Alle. Dem jungen Geschlecht der heutigen, meistens im Cultus des Genius befangenen Literaten werde das freilich nicht gefallen. Denn die verlangen unbedingte Verehrung für die Heroen unsrer Literatur. Wenn der Verf. zwar nicht unter dem jungen Geschlecht, doch aber unter den Geniusverehrn auch seinen dermaligen Recensenten mitverstanden, und den Widerwillen, die Flecken an den Heroen unsrer Literatur aufgezeigt zu sehen, auch ihm zugeschrieben hat, so hat er demselben Unrecht gethan, und hätte nur allenfalls in dessen Ulrich von Hutten einen Blick zu werfen gebraucht, um sich eines Bessern von ihm zu überzeugen. Nein, der Ref. lobt den Verf. aufrichtig um sein Unternehmen, und urtheilt, daß auch Lessing's eifrigste Verehrer es ihm Dank wissen müssen. Ein biographisches Bild, in dem die Schatten fehlen, hat Ref. jederzeit für erlogen gehalten und sich nicht dafür erwärmen können; nur Schatten und Licht zusammen machen eine wirklich menschliche Gestalt; und bei den wahrhaft großen Menschen darf man sicher sein, daß die erstern dem letztern nur zur Erhöhung dienen.

Also um Göze zu vertheidigen, muß der Verf. Lessing angreifen. Das thut er aber nicht bloß mit Anstand und Mäßigung, sondern auch mit Wahrheitsliebe und Verehrung für den, wie er anerkennt, um die deutsche Geistesentwicklung hochverdienten Mann. Freilich gehen seine Beschuldigungen gegen Lessing zu Gözes Gunsten weit. Er wirft ihm spitzfindige Sophistik, unwürdige Fechterstreiche, ein unwahres, und zwar wissentlich unwahres Spiel mit Worten vor. In seinen durch die Fragmente veranlaßten Streitschriften, besonders in den Antigözen, hat Lessing nach Herrn Röpe „sein ganzes bis dahin unbeflecktes Schriftstellerthum verleugnet, und zu seiner wahren Ehre bei einer christlich gesinnten Nachwelt möchte man dem großen Manne gönnen, daß es möglich wäre, diese Antigözen für alle Zeiten aus seinen Werken herauszureißen“ (S. 180). Unter dem deutschen Volke hat sich so ziemlich das umgekehrte Urtheil festgestellt. Es zählt grade diese theologischen Streitschriften Lessing's zu dem Röstlichsten, was ihm der theure Mann hinterlassen; es sieht in ihnen die würdigsten Staffeln zu dem herrlichen Tempel seines Nathan; es hört in ihnen zwischen dem Streit und Spott bisweilen Töne anklingen, die aus einer höhern Welt zu kommen scheinen.

Göze dagegen heißt seinem Vertheidiger einer der bestverleumderten Männer des achtzehnten Jahrhunderts. Er sei mit nichts ein bornirter, geist- und wigloser, fanatischer, am wenigsten ein heuchlerischer Pfaff gewesen, wie er schon zu seiner Zeit verschrien worden, und wie seitdem ein Biograph, Geschichtschreiber und Kritiker dem andern nachspreiche. Was er verfochten, sei seine heiligste Ueberzeugung, die Art, wie er es verfochten, gründlich, würdig, gemäßigt und jedenfalls grader als die Kampfweise seines Gegners gewesen. An die Pflicht der christlichen Obrigkeit, die Religion zu schützen und verderb-

liche Bücher zu verbieten, habe er zwar im Geiste seiner Zeit erinnert, doch nie wirklich eine Klage gegen Lessing anhängig gemacht. In dieser Stellung, in einem Kampf, in dem er zuletzt nothwendig unterliegen mußte, ist Göze seinem Retter so ehrwürdig, daß er ihn eine tragische Gestalt nennt und mit Gög von Verlichingen vergleicht. Wir unsres Orts möchten nur wünschen, daß, so gewiß der eine der letzte Ritter war, der andere der letzte Zionswächter gewesen wäre.

Von jenen Beschuldigungen wider Göze war die der Heuchelei am leichtesten zu entkräften, wie sie denn wol auch selten im Ernst hervorgebracht sein mag. Auch Gelehrsamkeit besaß er gewiß für einen Mann seines Standpunktes genug. Daß man aber selbst bei noch weit größrer Gelehrsamkeit, als dem Hauptpastor zu Gebote stand, dennoch hornirt sein kann, ist eine bekannte Sache. Und hornirt heißen wir Göze, sofern er über den engen Horizont eines damals von der besten Zeitbildung längst überschrittenen Standpunktes nicht hinausah und darum außerhalb desselben nur Unglauben und Verderben zu sehen meinte. Ob einem Manne dieses Schlags füglich Geist zugeschrieben werden könne, hängt davon ab, was man unter Geist versteht, und wenn ihn der Verf. sogar hin und wieder witzig findet, so ist das Geschmacksache. Daß in der Art, wie Göze Lessingen in's Gewissen redete, worin Andere eine widerwärtige pfäffische Zudringlichkeit fanden, der Verf. eine würdige, ja rührende Sorge um das Seelenheil des talentvollen Mannes sieht, das hängt mit einem geistlichen Geschmäckchen zusammen, das bei ihm durch alle Belesenheit und Bildung sehr stark durchschlägt und ihn zur Lösung der Aufgabe, die er sich gesetzt hat, in dem Streit zwischen Göze und Lessing ein entscheidendes Wort zu reden, schließlich unfähig macht. Wenn Göze am Schlusse seiner zweiten Gegenschrift den „lieben Herrn Hofrath“ beichtväterlich bei Seite nimmt, ihn an das jüngste Gericht und die feuerflammenden Augen des Richters mahnt, vor dem die Seelen der in Folge von Lessings Herausgabe der wolkenbüttler Fragmente im Unglauben Verstorbenen ihn verklagen werden, so finden wir ein solches Gebahren widerwärtig oder lächerlich, je nachdem. Sehen wir auf den Contrast, daß ein wenn auch wackerer, doch jedenfalls in Kindervorstellungen befangener Mensch dem tiefsten Geiste unter den Zeitgenossen, der zugleich an sittlicher Gediegenheit keinem Andern nachstand, meisternd gegenübertrat, ihn mit Vorstellungen zu schrecken suchte, die zu den alleräußerlichsten Hülfsen der von jenem längst viel reiner erkannten Wahrheit gehörten, so finden wir das lächerlich; erwägen wir aber das Selbstvertrauen, die Verblendung und Anmaßung, die dazu gehörten, ein solches Mißverhältniß gar nicht zu ahnen, so wird uns das Schauspiel widerwärtig. So rückte Göze später gegen den Werther mit den Sprüchen aus: Wer ein Weib anfiehet, ihr zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in

seinem Herzen; und: wir wissen, daß ein Todtschläger nicht hat das ewige Leben bei ihm bleibend; als gegen welche Sprüche der Goethesche Roman der verwegenste Widerspruch sei. Warum macht ein solches Auftreten auch auf einen Solchen den Eindruck des Abgeschmackten, der den Inhalt jener Sprüche als sittliche Wahrheit anerkennt? Deswegen, weil sie in dieser Form auf die für Werther schwärmende Jugend unmöglich Eindruck machen konnte. Die Zeit wollte diese sittlichen Wahrheiten als solche menschlich begründet und entwickelt, nicht als geoffenbarte Gottesgebote sich entgegengeworfen haben. Quodcumque ostendis mihi sic, incredulus odi.

Aber ehrlich war Göze, und noch eins, er war consequent. Er stellte sich auf den Boden des orthodoxen Lutherthums, und auf dem war ihm nichts anzuhaben. Das wußte Lessing gar wohl, und darum rief er gegen Luthers Buchstaben Luthers Geist an. Dieses lutherischen Geistes, urtheilte er, habe sein Widersacher keinen Funken. „Wer bringt uns endlich,“ redete er den Reformator an, „ein Christenthum, wie du es jetzt lehren würdest?“ Diese Berufung, meint nun freilich Herr Röpe, habe Luther längst im Voraus zurückgewiesen. Am Schlusse seines großen Bekenntnisses vom Abendmahl schreibe er ja, ob Jemand nach seinem Tode sagen würde, so der Luther jetzt lebte, würde er diesen oder jenen Artikel anders lehren oder halten, denn er habe ihn im Leben nicht genugsam bedacht, dem erwidere er jetzt wie dann und dann wie jetzt, daß er Alles wohl bedacht habe und nie anders lehren würde (S. 186 Anm.). Da haben wir schon wieder das Geschmäckchen. Wenn sich einer darauf beruft, daß ein längst Verstorbener jetzt über Manches anders als bei seinen Lebzeiten sprechen würde, was will er damit sagen? Offenbar, daß ein Geist wie der Abgeschiedene, wenn er alles das auf sich hätte wirken lassen, was seit seinem Tode in der Welt vorgegangen, wenn er alle die Bildungsmittel benutzen könnte, die uns jetzt zur Verfügung stehen, daß er dann, hell und empfänglich und vorschreitend wie er war, auch seine Ansichten wesentlich um- und fortgebildet haben würde. Und hiegegen beruft sich Herr R. auf ein Wort Luthers bei Leibesleben, also ehe und ohne daß alles das auf ihn gewirkt hatte, ja auch nur von ihm geahnt werden konnte, worauf die Voraussetzung, daß er jetzt anders lehren würde, begründet war. Im Geiste seines Helden ist solche Widerlegung allerdings, aber geistreich können wir sie nicht finden.

Daß nun dem ehrlichen Streiter Göze gegenüber Lessing nicht ehrlich zu Werke gegangen, sucht der Verf. hauptsächlich dadurch zu beweisen, daß er seine öffentlichen Aeußerungen in den Streitschriften wider Göze durch die Privatäußerungen seiner gleichzeitigen freundschaftlichen Briefe controlirte. Seinem Bruder und andern Vertrauten hat er ja längst, wie jedermann weiß, eingestanden, daß er seine Waffen nach dem Gegner einrichte, und daher

manchen Satz zum Behuf Streits hinstelle, den er, wenn es sich um Darlegung seiner Ueberzeugungen handelte, nicht aufstellen würde; daß er sich gegen Göze schlechterdings in die Positur gesetzt habe, daß ihm dieser nicht als einem Unchristen beikommen könne; ja er hat sich zuletzt, mit Berufung auf des Apostels Paulus Verfahren im jüdischen Synedrium zwischen Pharisäern und Sadducäern, ein besonderes Vergnügen daraus gemacht, durch ein scheinbares Compliment für den Katholicismus sich gegen die lutherischen Eiferer zu decken.

Die von Lessing herausgegebenen Fragmente aus dem Werke von Herrmann Samuel Reimarus hatten die Glaubwürdigkeit der Bibel, die Wahrheit der biblischen Geschichte in Abrede gestellt. Dadurch meinten damals Befenner wie Widersacher der Christlichen Religion diese selbst gefährdet. Lessing war dieser Meinung nicht, er sagte vielmehr: die Bibel ist nicht die Religion, so wenig der Buchstabe der Geist ist. Diese Unabhängigkeit der Religion von der Bibel läßt nun Herr Röpe wie einst Göze, nur für die Vernunftreligion gelten, nicht für die Christliche. Wenn sie Lessing auch von dieser behauptete, und zwar in Ausdrücken, als glaubte er selbst auch an sie, so sei dies ein täuschendes Spiel mit Worten gewesen. Der Unterschied zwischen Christlicher Religion und der Religion Christi, den er später gemacht, könne ihm für jenen Streit nicht zu Gute kommen. „Die Religion, welche Lessing hatte und wollte,“ sagt der Verf., „bedurfte keiner historischen Thatfachen, und die, welche der historischen Thatfachen bedurfte, wollte er nicht. Aber dies mochte er nicht eingestehen, und somit richtete er seine Angriffe bloß gegen die Autorität der historischen Urkunden, immer vorgehend, daß er die Thatfachen selbst nicht bezweifle“ (S. 216).

In diese unwahre Stellung, meint Herr R., sei Lessing unvermerkt in der Hitze des unerwartet sich wendenden Streites hineingerathen. Ursprünglich habe er durch die Herausgabe der Fragmente, als einer „noch feineren Untersuchung des Kanon“, nicht die Orthodoxen, sondern die neuernden Theologen, die Semler, Teller, Spalding, in Verlegenheit setzen, ihnen zeigen wollen, daß, wenn einmal von Kritik die Rede sein solle, man mit ihr auch Ernst machen, consequent bis zum letzten Ziele fortgehen müsse, nicht beliebig, wo das Weitergehen bedenklich erscheine, Halt machen dürfe. Erst wie sich die Orthodoxen durch seine den Fragmenten beigegebenen Gegensätze nicht haben beruhigen lassen, sondern gleichfalls gegen ihn losgebrochen seien, habe er ungern auch gegen sie Front machen, und, um sich gleichwol noch auf Christlichem Boden zu behaupten, eine Stellung einnehmen müssen, die an Zweideutigkeit der jener ihm so verächtlichen neumodischen Theologen nichts nachgegeben habe. Er sei, was er sonst so weit von sich gewiesen, selbst ein Kuppler der Wahrheit geworden.

Ich fürchte, Herr Röpe nimmt Lessings Herabsetzung der damals modernen Theologie der alten orthodoxen gegenüber zu ernstlich, oder vielmehr zu uneingeschränkt, weil er seine Freude daran hat. Daß Lessing die alte Theologie für falsch und unhaltbar, für unreines nicht mehr brauchbares Wasser erkannte und die Orthodoxen verachtete, kann er freilich nicht läugnen. Aber Lessing verachtete doch, wie er selbst erklärte, die neumodischen Geistlichen noch viel mehr. Ganz recht; aber warum? Weil sie, sagte er, Theologen viel zu wenig, und Philosophen lange nicht genug sind. Weil sie uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen machen. Also nicht daß Theologie und Philosophie in Berührung traten, nicht daß die letztere einen läuternden, fortbildenden Einfluß auf die erstere zu gewinnen suchte, tadelt Lessing, sondern nur daß die bisherigen Vermittler dieses Processes so leichte Philosophen, so oberflächliche Theologen, und darum die Mischung, die sie zuwege brachten, eine so unreine, sich selbst widersprechende war. Wie also, wenn einer kam, der Philosoph genug und Theolog nicht zu wenig war? Wenn einer, der in beiden Fächern auf den Grund sah, sich um die Fortbildung der Theologie durch die Philosophie bemühte? Wenn dieser hoffte, statt des unreinen Wassers der alten und der Mistjauche der bisherigen neuernden Theologie reineres Wasser zu gewinnen? Und das hätte sich Lessing nicht zutrauen dürfen? Er hat es ja wirklich geleistet, wie auch der Verf. nicht ganz verkennt, und würde es noch vollständiger geleistet haben, wäre ihm vergönnt gewesen, die theologischen Entwürfe seines Nachlasses auszuführen.

Allein warum bekannte er denn nicht offen, daß er mit seinem Fragmentisten in der Hauptsache einverstanden sei? Fürs Erste darum nicht, weil er es nicht war. An Betrug als betheiligte bei dem Ursprung des Christenthums, hat Lessing sicher nicht gedacht. Einer großen Anzahl von Schwierigkeiten entging er auch dadurch, daß er die Annahme einer wörtlichen Eingebung der biblischen Schriften wie natürlich fallen ließ. Manches, was bei dieser Annahme, aus der heraus der Fragmentist gegen seine orthodoxen Gegner so glücklich operirte, ein höchst anstößiger Widerspruch war, wurde ohne dieselbe, die Evangelisten als bloß menschliche Geschichtschreiber betrachtet, zur unverfänglichen Abweichung verschiedener Beobachter oder Wiedererzähler. Zweitens aber und hauptsächlich stand der Verfasser der Erziehung des Menschengeschlechts nicht wie Reimarus auf dem Standpunkt einer spröden Vernunftreligion, die der geoffenbarten im schroffsten Gegensatz gegenüberlag, sondern auf dem geschichtsphilosophischen, der eben in der Reihe der positiven Religionen selbst die Entwicklung der natürlichen Religion erkennt. Lessings Vernunftreligion war, wenn man einen neueren Kunstausdruck erlauben will, den geoffenbarten Religionen immanent, nicht transcendent, und demgemäß wollte auch er seinen Standpunkt nehmen.

Wenn er die Ausbildung der Offenbarungswahrheiten in Vernunftwahrheiten, die Erhebung über eine schwer zu erweisende Geschichte zu Ideen, als einen Proceß erkannte, den das Christenthum durchzumachen habe, so fiel ja auch er selbst mit seiner Erkenntniß als Werkzeug in diesen Läuterungsproceß des Christenthums hinein, und es konnte ihm nicht in den Sinn kommen, gleich seinem Fragmentisten von einem Standpunkt außerhalb des Christenthums dieses bekämpfen zu wollen, vielmehr mußte er als seine Aufgabe erkennen, es von innen heraus fortbilden zu helfen. Es ist also nicht bloße Pietät, wie Herr Röpe meint, große Nachwirkung von Kindheitseindrücken, daß Lessing, wie er sich ausdrückte, sich nicht aus seines Vaters Hause werfen, d. h. nicht aus dem Bezirke des Christenthums verweisen lassen wollte, sondern das klarste Bewußtsein seiner wirklichen Stellung, seines Rechts wie seiner Pflicht. Von hier aus erschienen ihm Göze und Reimarus gleich einseitig, der eine in die Grenzen der gegebenen Glaubenslehre, der andere ebenso in die seiner Vernunftreligion gebannt; nur daß gleichwol der Letztere das Princip des Fortschritts, der Erstere das des Stillstands, und das ist immer zugleich des Rückschritts, vertrat, an dem Einen ebenso das kühne, rege, wahrheitsdurstige Vorwärtstreben anziehend, wie an dem Andern das stumpfe, träge, anmaßliche Beharren widrig war. Wenn Lessing betheuerte, er würde sich verabscheuen, wenn er selbst bei seiner Schriftstellerei einen andern Zweck hätte, als die Menschheit aufzuklären, ihr zu immer vernünftigerem Denken in religiösen Dingen zu verhelfen, so mußte und durfte er auch den Mann verabscheuen, der, wie Göze, eben diesem Bestreben als einem nicht zu duldbenden Frevler auf jedem Schritt entgegentrat. Gegen einen Mann, der sich dem Entwicklungsgange des Geistes so plump in den Weg stellte, machte es Lessingen mit Recht dasselbe Vergnügen, alle Künste seiner geistigen Ueberlegenheit spielen zu lassen, als einem Ritter bei Ariost, einen brutalen unbehilflichen Riesen mit einer geschickten Wendung zum Gelächter der Zuschauer und zum Ergözen aller künftigen Leser in den Sand zu strecken.

Daß Göze hinter der Aufgabe, das historische Christenthum gegen Reimarus und Lessing gründlich zu vertheidigen, zurückgeblieben sei, verkennet übrigens kein Retter keineswegs. Schon darum, weil er an der wörtlichen Inspiration der Bibel festhielt, unter deren Voraussetzung insbesondere die Wahrhaftigkeit der evangelischen Erzählungen auch nach Herrn Röpes Ansicht nicht zu halten ist. Mit jener Voraussetzung sei jedoch die Theopneustie, die volle göttliche Wahrheit der heil. Schrift, nicht aufgegeben (S. 219 f.). So hätte allenfalls auch Lessing reden können, aber Herr R. versteht mehr darunter als Lessing darunter verstanden haben würde. Dieser meinte, es lasse sich auf die Einwürfe der Fragmente (namentlich nach Aufgebung des Inspirationsbegriffs) noch gar manches zur Rettung der biblischen Geschichte antworten; aber „im schlimmsten Falle“ wäre ja der

Buchstabe nicht der Geist, die Bibel mit ihrer Geschichte nicht die Religion. Herr R. dagegen urtheilt, die christliche Religion, d. h. diejenige, welche Jesum als einen, der mehr als Mensch gewesen, zum Gegenstande der Verehrung macht, stehe und falle mit der Geschichte, die uns die Bibel von ihm erzählt; man könne Jesum unmöglich als den göttlichen Erlöser verehren, ohne die Geschichte seines Erdenlebens für wahr zu halten (S. 177.).

Und wie glaubt er nun diese Geschichte gegen die Angriffe der Kritik, die Bemühungen der Nachfolger des Reimarus, mit mehr Erfolg als Götze vertheidigen zu können? Dieser schrieb einmal, „das innere Zeugniß des heiligen Geistes, welches sich durch die Kunde der heil. Schrift an den Seelen derer offenbart, welche der Wahrheit nicht muthwillig widerstreben, müsse die Ehre behaupten, unser Herz in der Wahrheit festzuhalten.“ Mit diesen Worten, urtheilt Herr R., sei alles gesagt gewesen, was zu sagen Noth that, und Götze hätte sich von diesem Standpunkte durch Lessings Winkelzüge nicht sollen weglocken lassen (S. 192). Das muß er uns aber noch deutlicher sagen, wenn wir es verstehen sollen. „Das Hauptwunder,“ läßt er sich an einer andern Stelle vernehmen, „das allein Beweiskraft hat, ist das von der sittlichen Erneuerung des sündigen Menschen“ (S. 169). Beweiskraft hat, wofür? Der Standpunkt der neueren Theologie, so löst uns der Verf. das Räthsel, sei „der Schluß von dem noch jetzt fortdauernden Wunder der Religion auf die Wahrheit der Wunder, die bei ihrer ersten Gründung geschehen sein sollen“ (S. 187 und 279). Das nennen nur wir Andern einen Cirkel im Beweis; denn wer beweist, daß die christliche Religion, wie sie jetzt besteht, und insbesondere die „sittliche Erneuerung des sündigen Menschen“, ein Wunder, und nicht vielmehr jene ein natürliches geschichtliches Erzeugniß, diese ein ebenso natürlicher psychologischer Proceß ist? Also weil es jetzt (einfach und ohne theologischen Krimskrams gesprochen) rechtschaffene Christen gibt, soll es wahr sein, daß Christus bei Jericho zwei Blinde geheilt, zu Kana Wasser in Wein verwandelt habe? Da ist es in der That Zeit, bald besondere Lehrstühle für christliche Logik zu errichten; denn unsere bisherige heidnische läßt dergleichen Schlüsse nicht passiren. Eine bequeme Sache wäre es freilich um solchen Universalbeweis, wenn es nur nicht zugleich die allersinnloseste Sache darum wäre. Sinnlos? Herr R. ist vielmehr „überzeugt, hätte Lessing diese in der Theologie unseres Jahrhunderts immer mehr zur Anerkennung kommende Einsicht gehabt, so wären ihm die Angriffe des Ungenannten, so weit sie die Schrift betrafen, lächerlich, so weit den Herrn und seine Apostel, lästerlich erschienen“ (S. 223). Die Einsicht, die Lessing gefehlt, bestimmt Herrn R. diesmal näher als die Erkenntniß, daß das Christenthum ein causales Princip, ein in die Menschheit in den Tagen Jesu gepflanzter Baum sei, der immer noch fortlebe und treibe und aus dessen noch heute reisenden Wunderfrüchten

sich die Wunder seiner ersten Pflanzung erweisen lassen. Was Lessing zu solcher Ergänzung seiner Einsichten gesagt haben möchte, weiß ich nicht; ich meines Orts kann darin nur einen traurigen Beweis von den rohen materiellen Vorstellungen unserer neuen Kirchenmänner sehen. Offenbar nämlich stellen sie sich das Christliche Erlösungsprincip, „lästerlich“ und „lächerlich“ zugleich, als eine Art Kuhpockenimpfung vor. Allerdings, wo ich an einem Menschen Kuhpockenpusteln sehe, da kann ich sicher schließen, daß, mag auch auf ihn der Stoff von einem andern Menschen, auf diesen wieder von einem andern u. s. f. übergetragen sein, daß doch der erste Ausgangspunkt dieses Uebertragungsprocesses eine wirkliche Kuh gewesen ist. Die vorfindliche Pustel wäre hier das in der Gegenwart sich ereignende angebliche Wunder der Wiedergeburt; die Kuh — nein! wenn das die Weisheit unserer neuesten Theologie ist, so halte ich lieber noch mit dem alten Göze: und insoweit hätte mithin der Verf. an dem Ref. wenigstens den Zweck seines Buchs erreicht.

D. F. Strauß.

Die freie Presse in Tirol.

Innsbruck 22. Februar. Die Nr. 46 der Augsburger Allgemeinen Zeitung brachte in einer Correspondenz aus Wien folgende Stelle: „Es lockt uns ein Lächeln ab, wenn wir in Blättern, denen die Anfeindung des Reichthums zur süßen Gewohnheit geworden ist, bei jedem möglichen Anlaß die Beschuldigung lesen: daß unsere Regierung die öffentliche Meinung fälsche, allen Zeitungen ihre „Söldlingsfedern“ aufdränge, und keine Stimme im Land als eine gouvernementale dulde.“ Wir zweifeln nicht, daß allen Verwarnungen zum Trotz die wiener Presse sich freier ausdrückt als die in Tirol, wo noch Philemon und Baucis den alten Göttern ihre Altäre bauen, und wie auf einer seligen Wase dastehen in ihrer Kindesteinfalt. Da wir aber nicht die Ansicht hegen, daß sich diese träumerische Idylle bis ins Unendliche fortspinnen soll, und in neuester Zeit kein Berg zu hoch für den Fortschritt ist, stimmen wir ganz mit dem Wiener, welcher die Berechtigung auch noch anderer Stimmen anerkennt als jener, die aus den Wolken zu den Menschenkindern sprechen. Anders scheint es aber von den Unsichtbaren beschlossen, die unsere Tannen- und Fichtenhaine hüten. Hier nur ein paar Beispiele. Ein Artikel der Bögner Zeitung gegen den höheren Orts so huldvoll aufgenommenen Entwurf des tiroler Landesstatuts wurde abgesondert an die Vertrauensmänner des verstärkten ständischen Ausschusses versandt. Als bald forderte man die Redaction auf sich zu rechtfertigen, wie sie es wagen dürfte solcher Gestalt gegen den Entwurf zu agitiren, und als sie jede Verantwortlichkeit von sich ablehnte,